



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Das fühlte sie; mit jäher Bewegung rückte sie sich aus Nothnagels Nähe.  
Was wollen Sie von mir?

Nun nun; warum immer so hänsflich?

Hänsflich? Immer? Als ob ich es nicht vermiede, mit Ihnen zu reden.

Das auch mit, und das ist unflug, mein kluges Fräulein Städel; ich konnte und kann Ihnen manchen guten Rat geben — jetzt eben den, daß Sie dem Vater nicht mit Duereien kommen, wo er seine Gedanken zum großen Werke braucht. Aber wenn ich mit diesem freundnachbarlichen Rat —

Sine that einen tiefen Atemzug: Ich danke für Ihren freundnachbarlichen Rat, ich danke. Sie sagen, ich sei hänsflich — du liebe Zeit, wann hab ich denn einmal geredet? Aus dem Weg bin ich Ihnen gegangen; wenn Sie mir aber nachlaufen, nun warum nicht, dann mag's einmal herunter vom Herzen. Sie haben meiner Mutter den Mann und uns Kindern den Vater gestohlen; Sie haben uns das Gespenst über die Schwelle gebracht und uns in den Schatten Ihres goldnen Engels gelockt, der ein Teufel ist, damit Sie uns auch ganz sicher in der Gewalt haben. Und findet sich doch ein Luftzug in unsern Winkel, der uns Freiheit geben will, so stehen Sie richtig da und werfen die Thür wieder zu — was thut's, wenn wir ersticken, was thut's, wenn der Karl verkümmert.

Nun nun nun — jetzt haben Sie ja wohl ausgedet, weil Ihnen nichts weiter einfällt. Der Karl gerade wird schließlich einmal alles haben, Ehre, Ruhm, Gold, die Apotheke und mein Mädchen dazu — 'n hübsches Mädchen —, lassen Sie doch die Steine, mit denen ist kein Geschäft mehr zu machen heutzutage.

Auch noch! Die Steine, an denen seine Neigung und seine Begabung hängt, hingeben für eine Heirat mit dem Rädergespenst! Nein, was an mir liegt, gewiß nicht; was an mir liegt, soll er frei werden, ein ordentlicher Mann, dem nichts anhängt als sein Beruf.

Ein Sempel also! rief der alte Nothnagel zornig und schlurfte zwischen seinen Kamillenbündeln davon.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Adolf Wagner und die überseeische Entwicklung. Unter den kathedersozialistischen Professoren der Nationalökonomie hat sich als akademischer Lehrer und als gelehrter Schriftsteller wohl keiner größere Verdienste um die Wissenschaft erworben als Adolf Wagner. Seine Irrtümer und Einseitigkeiten werden auf diesem Gebiete reichlich aufgewogen durch seine Leistungen als Systematiker. Er erzieht durch diese die akademischen Schüler selbst zur Kritik seiner Schroffheiten und Übertreibungen. Leider begnügt er sich nicht mit seiner akademischen Wirksamkeit, sondern glaubt immer wieder, sich auch an die große Masse wenden und den Volkslehrer, um nicht zu sagen: den Agitator, in der praktischen Politik spielen zu sollen. Aber dafür ist kein Mensch weniger angelegt als er, und bei dieser Rolle kommen seine Irrtümer und Einseitigkeiten ohne jedes Gegengewicht zur Geltung. So hoch man

den Akademiker und Theoretiker Wagner schätzen mag, den Volksredner und praktischen Politiker Wagner muß man fast immer scharf bekämpfen, er richtet eben fast immer Verwirrung, Mißverständnis und Schaden an.

Kürzlich hat er sich, wohl durch eine gewisse Gutmütigkeit, verleiten lassen, die „Umfrage“ eines sehr verbreiteten Berliner Lokalblatts, das vielfach als Ratschblatt verurteilt wird, aber für seinen großen Leserkreis doch die Quelle politischer Weisheit ist, durch eine ausführliche Zuschrift über die neueste Entwicklung unsrer überseeischen Wirtschaftspolitik zu beantworten, und dabei hat er insbesondere den Anteil des Deutschen Reichs an der Entwicklung der Dinge in Ostasien den Lesern in einer so einseitigen Beleuchtung und so ungünstig gefärbt dargestellt, daß schon im Interesse der Wahrheit eine Zurückweisung nötig wäre. Vor allen Dingen aber erfordert es das heutige Entwicklungsstadium der deutschen Überseepolitik dringend, daß diesem nur allzu wirksamen Schüren der Feindschaft und des Mißtrauens gegen sie im großen Publikum entgegen getreten wird. Die Person Wagners tritt dabei ganz in den Hintergrund, wenn auch sein Name der Agitation besonders Nachdruck giebt. Der Sache gilt nachstehende Kritik. Das sei allen, die die Person nicht von der Sache zu trennen vermögen, von vornherein gesagt.

Jahrhundertlang hat der deutsche Michel müßig zugehört und ohnmächtig zusehen müssen, wie sich die andern Völker in die Erde teilten. Erst seit einem Menschenalter sind wir zu der politischen Macht gebracht worden, die uns erlaubt, im Interesse unsrer Zukunft auch draußen in der Welt ein Machtwort mit zu reden. Aber die Faulheit, das alte Behagen an der Bärenhaut liegt dem Volke noch im Blute. Nur ganz langsam und schwerfällig, fast widerwillig fängt die Masse an, sich um das zu kümmern, was die großen Führer angebahnt und ermöglicht haben. Mit beschämender Gleichgültigkeit und pöbelhaftem Unданк steht das Spießbürgertum, bis hoch hinauf in die eingebilbete Intelligenz und den tatsächlichen Reichtum, namentlich in Berlin, dem unermüdlichen Ringen des deutschen Kaisers nach Sicherung unsrer wirtschaftlichen Zukunft gegenüber. Das deutsche Kapital ist immer noch viel mehr geneigt, durch verschmitzte Spekulation auf die Dummheit der eignen Landsleute, durch schwindelhafte Ausbeutung des „inneren Markts“ Geschäfte zu machen, als deutschen Unternehmungen jenseits des Wassers kräftig zu Hilfe zu kommen. Immer noch will man es in echt spießbürgerlichem Stumpfsinn unbeachtet lassen, daß mehr als jemals sich Engländer, Franzosen, Russen und Nordamerikaner rühren, uns wie in alter Zeit um die notwendigsten Vorbedingungen unsrer wirtschaftlichen und nationalen Selbständigkeit auch für die Zukunft zu pressen. Die alte Bärenhäuterei ist noch die herrschende Stimmung. Und da wendet sich jetzt ein preußischer Professor der Staatswissenschaft, der genau weiß, was sein Name bedeutet, an das Berliner Spießbürgertum mit einer schrullenhaft pessimistischen Kritik der überseeischen Bestrebungen des Kaisers und der Regierungen, die in ihren für den kritiklosen Spießbürger unabwiesbaren Konsequenzen auf nichts andres hinausläuft als auf die Warnung: Haltet die Taschen zu! Wehrt euch eurer Haut gegen die Welthandelspolitik! Sie ist des Bürgers Ruin. Nur auf dem innern Markt finden der Bauer und der Junker, der Krämer und der Zunftmeister seine Rechnung, und außer diesen Leuten hat doch kein Mensch ein Recht, als vollwertiger Deutscher zu gelten!

Über die Aussichten in Ostasien wird den Lesern zunächst folgendes aufgetischt: Unfern Erfolgen dort stünde vor allem „die ungeheure Konkurrenz der Engländer, wohl auch der Nordamerikaner und vermutlich bald der Russen“ entgegen, die der deutschen Industrie die Eroberung der neuen Marktgebiete erschweren, den Gewinn

aus den neuen Handelsbeziehungen ganz erheblich schmälern würden. Man mache in Deutschland „ganz großartige Vorbereitungen für die ostasiatische Campagne,“ und da sei eine „Überproduktion mit allen ihren schweren Folgen“ — „durchaus nicht unmöglich!“

Selten ist naiver versucht worden, den deutschen Michel zu naszuführen, als es in diesen wenigen Sätzen geschieht. Freilich auch selten mit mehr Verständnis für das, was man dem Michel bieten kann, und was ihm behagt. Wo in aller Welt haben wir denn die Konkurrenz der genannten Völker und noch mancher andrer nicht zu bestehen? Wo wird bei diesen Völkern nicht gerade so geklagt über die Konkurrenz der Deutschen, über Erschwerungen und Schmälerungen, die sie in der Ausbeutung neuererschlossener Handelsbeziehungen durch uns erfahren? Stehen die Engländer, die Nordamerikaner, die Russen von der Befolgung ihrer Handelsinteressen ab, weil auch wir dahinter her sind, weil sie nicht ganz allein, konkurrenzlos, das Geschäft machen können? Die Oldenbergische Balkonentheorie, dieses non plus ultra schutzösterreichischer Übertreibung: daß niemand über die Grenzen des demaligen politischen und polizeilichen Kontrollgebiets des Einzelstaats hinaus Geschäfte zu machen habe, daß Deutsche nur mit Deutschen konkurrieren dürften, treibt hier recht charakteristische Blüten. Wenn sich ein Professor in der Studierstube über diese unnatürlichen Gebilde freut, so haben wir nichts dagegen. Aber dem deutschen Volke mit solchen Schrullen die Welthandelspolitik des deutschen Kaisers verleiden, der Nation ihre Zukunft verderben zu lassen, dagegen Front zu machen hat jeder patriotisch denkende gebildete Mann im Reiche heute mehr als jemals das Recht und die Pflicht.

Und wie steht es denn mit der Wahrheit der so „objektiv“ hingestellten Behauptung von den „ganz großartigen Vorbereitungen für die ostasiatische Campagne,“ die man in Deutschland mache? Das ist objektiv die reine, volle Unwahrheit. Die deutsche Industrie — und diese kann nur in Betracht kommen — denkt nicht daran, in unvorsichtigem Optimismus ihre Warenproduktion für den zu erwartenden Export nach China nennenswert zu steigern. Liegen für einen oder den andern Artikel die Chancen gerade günstig, so werden natürlich Exporteure und Fabrikanten, wie schon immer, darauf bedacht sein, rechtzeitig liefern zu können. Allein auf die leztjährigen Erfolge unsrer ostasiatischen Politik hin hat der deutsche Gewerbfleiß eine Erhöhung seiner Produktion bis jetzt kaum ernsthaft in Erwägung gezogen, viel weniger schon in einem Maße ins Werk gesetzt, daß man die Befürchtungen einer folgenschweren Überproduktion auch nur mit einem Schein von Recht mit diesen Erfolgen, oder dieser „Entwicklung“ unsrer überseeischen Wirtschaftspolitik in ursächlichen Zusammenhang bringen könnte. Eine Überproduktion mit ihren in der That „schweren Folgen“ droht heute vor allem aus der schwindelhaften Überschätzung der Aufnahmefähigkeit des „inneren Markts“ bei zurückgebliebener Entwicklung der Ausfuhr. Die Leute, die jetzt gegen die Welthandelspolitik und ihre neueste „Entwicklung“ eifern, werden in Wirklichkeit für eine kommende Überproduktion verantwortlich zu machen sein, und es könnte fast so scheinen, als ob sie mit ihren überseeischen Gespenstern das Volk blind machen wollten, daß es die Schuldigen nicht sieht, wenn eine Katastrophe kommt. Es klingt ja sehr bescheiden, und es ist fast verdächtig selbstverständlich, wenn gesagt wird, eine Überproduktion sei „durchaus nicht unmöglich.“ Aber daß das heute in Bezug auf die angeblich durch die Entwicklung unsrer chinesischen Handelspolitik im Übermaß gesteigerte Unternehmungslust gesagt wird, hat schlechterdings keinen Sinn, wenn nicht den einer Täuschung über den möglichen Grund der Überproduktionsgefahr. Die Bemühungen,

deutsches Kapital für die Ausbeutung chinesischer Kohlenlager und für den Eisenbahnbau in China zu gewinnen, können bei der Erörterung einer möglichen Überproduktion unserer Industrie nicht in Betracht kommen. Es konnte da höchstens von weggeworfnem Gelde die Rede sein. Aber die Engländer und die Russen sind doch jederzeit bereit, ihrerseits das Geschäft zu machen, und wir werden sehr froh sein dürfen, wenn wir nicht auch hier schließlich wieder nichtdeutsches Kapital an der Ausbeutung der von Deutschland erworbenen Konzessionen teilnehmen lassen müssen, weil sich das deutsche Kapital lieber im Schwindel auf dem „innern Markt“ — immer im weitesten Sinne genommen — und vielleicht auch in der Unterbringung exotischer Staatspapiere erschöpft. Wie nehmen sich angesichts dieser Wirklichkeit — und wir vermögen beim besten Willen keine andre zu entdecken — die Warnungen Wagners an die Berliner Weißbierphilister aus?

Wie die Spekulation auf dem „innern Markt“ zum Schwindel, der den Krach bringen muß, zu werden anfängt, das haben die Grenzboten kürzlich nachgewiesen. Heute kommen uns darüber noch folgende lehrreiche Zahlen in die Hand. Das für Aktien deutscher Industriegesellschaften aufgebrachte Kapital betrug in Millionen Mark

	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
nominiell	70,8	140,3	231,3	153,0	24,8	12,9	19,6	60,3	161,2	245,3	190,9	310,2
effektiv	92,1	194,5	337,4	200,5	29,7	14,8	25,3	79,0	223,2	333,9	318,2	520,6

Mit Recht macht der „Deutsche Ökonomist“ auf dieses erschreckende Steigen der Gründerthätigkeit und der Kurstreiberei seit 1895 aufmerksam, als den Vorboten des Krachs wie in den Jahren 1889/91. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn man diesen Schwindel vom „Standpunkt agrarischer Schutzzölle,“ d. h. dem Wagner-Oldenbergs, mit der „Entwicklung“ unserer Exportindustrie und Seeinteressen in Verbindung zu bringen die Dreistigkeit hätte, sobald es zu krachen anfängt. Da ist es doch wirklich an der Zeit, den Leuten die Augen darüber zu öffnen, daß unsre Industrie seit 1894 in Wirklichkeit nur auf den „innern Markt“ spekuliert und geschwindelt hat, und die Exportinteressen schon seit 1882 geradezu vernachlässigt worden sind.

Dazu käme, sagt Wagner, noch folgendes: Schon in Japan sahen wir, wie schnell sich ein intelligentes Kulturvolk die Errungenschaften europäischen Wissens in Industrie und Handel aneignete. Die Japaner rüsteten sich schon mit europäischen Maschinen und Fabrikeinrichtungen, um ihren Bedarf durch eigne Arbeit zu decken und uns womöglich in Europa selbst Konkurrenz zu machen. Ähnliches sahen wir auch in Indien auf dem Gebiete der Textilindustrie und mancher andern Industriearbeit. Es wäre thöricht und kurzsichtig, die Leistungsfähigkeit der Chinesen, die nach ihren uralten Methoden vielfach schon Ausgezeichnetes leisteten, bloß wegen der Unfähigkeit ihrer Regierung und ihrer Rückständigkeit in einzelnen Dingen zu unterschätzen. Die Chinesen seien vortreffliche Industrielle, ausgezeichnete Kaufleute und geschickte, bedürfnislose Arbeiter. Würden sie erst anfangen, europäische Konkurrenz zu spüren und den Wert der europäischen Arbeitsmethoden zu erkennen, dann würden sie gar schnell dabei sein, mit ihren reisefessenden, einfach gewöhnten Arbeitern so ziemlich alles zu machen, was ihnen der Markt Europas bietet, und was sie den europäischen Konsumenten zu bieten hätten. Wie die Industrie Europas diese Konkurrenz werde bestehen können, das schein ihm „eine sehr unheimliche“ Frage.

Wem unter den gebildeten Europäern bringen diese Betrachtungen wohl etwas Neues? Auf die Berliner Bierphilister werden sie freilich Eindruck machen, ebenso

wie Bebel und Genossen damit auf die Arbeiter vorläufig noch Eindruck machen. Wir sind von jeder Schwärmerei für die chinesische Entwicklung frei, wir hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn man das himmlische Reich noch eine Zeit lang seiner Fäulnis ungestört überlassen hätte. Aber daß Deutschland nicht die Augen offen und die Faust bereit halten sollte, wenn gerade in diesen Riesenkessel des Verfalls und der Neubildungen von andern europäischen Kulturvölkern rücksichtslos hineingegriffen wird, das wäre doch einfach eine ungeheure Dummheit und Feigheit! Was bestimmt denn die Engländer, die Russen, die Franzosen und die Japaner dazu, sich den Eingang ins himmlische Reich jetzt zu sichern? So klar und einfach liegt das Geschäft natürlich nicht, wie wenn der Bauer einen Scheffel Erbsen nach Buxtehude zu Markt fährt, oder der Kalauer Schuster in Krennen seine Jahrmarktbude aufschlägt. Vollends wie nach dreißig, nach fünfzig, nach hundert Jahren die Dinge in China liegen werden, weiß niemand. Aber das liegt doch auf der Hand, daß bei dem Übergang zur europäischen Kultur China für mehr oder weniger lange Zeit ein außerordentlich wichtiger Markt für die europäische Industrie werden wird. Sollen wir, die wir am dringendsten nach Absatz im Auslande suchen müssen, nicht daran teil nehmen? Was wir dabei an Gewinn erzielen, jede Erhöhung unsers Nationalreichtums macht uns doch widerstandsfähiger für kommende Zeiten und ihre Gefahren. Wer in der Politik dem Deutschen empfiehlt mit dem flotten Burschen zu singen: „Nun hab ich mein Sach auf nichts gestellt, und mein gehört die ganze Welt!“, der kann sich vielleicht dafür erwärmen, daß wir in froher Selbstgenügsamkeit uns voll Bier trinken, aber uns den Teufel um das scheren, was jenseits der Grenzen geschieht. Ein ernsthafter Politiker wird aber anzuerkennen haben, daß es sträflicher Leichtsinns gewesen wäre, wenn Deutschland nicht auch seine gewappnete Faust in die Spalte geschoben hätte, um sich die Thür offen zu halten, mag das, was im Hause zu holen ist, auch noch nicht gerichtlich inventarisiert und taxiert sein.

Wagner selbst bricht über den Wert dieser seiner Weisheit vernichtend den Stab, indem er sie durch folgende geradezu klassischen biertischpolitischen Oberflächlichkeiten krönt: Die Erschließung Chinas vollziehe sich heute verhältnismäßig leicht, weil die chinesischen Soldaten die üble Gewohnheit hätten, vor den Gewehren und Kanonen des Feindes davon zu laufen. Wie aber dann, wenn sie nicht mehr davon ließen, wenn es den europäischen Lehrern gelänge, die Chinesen militärisch zu disziplinieren, wenn dieses Volk von nahezu 400 Millionen sich so seiner Kraft bewußt würde und sich einmal anschicken sollte, das kleine Europa mit einer neuen Völkerwanderung zu überschwemmen?

Jede Kritik ist dem gegenüber überflüssig.

Aber damit hat sich Wagner noch nicht begnügt. Von der Betrachtung der chinesischen Frage ausgehend hat er im Sinne der Oldenbergschen Übertreibungen ganz allgemein gegen die deutsche Welthandelspolitik Propaganda zu machen gesucht, und er wird damit um so lautern Beifall finden, aber auch um so mehr Unheil anrichten, weil er den Kampf gegen „diese Entwicklungen,“ wie er die Pflege unsrer überseeischen Handelsbeziehungen zu nennen pflegt, ausgesprochenmaßen „vom Standpunkt der agrarischen Schutzzölle“ aus führt.

Er fährt nach dem Hinweis auf die fernweite chinesische Völkerwanderung in Bezug auf die Gegenwart fort: Man werde Eisenbahnen von vielen tausend Kilometern bauen, neue Handelsflotten würden entstehen, und ein großartiger Güteraustausch würde eingeleitet werden. „Sind dabei — fragt er — für unsern Volkswohlstand so viele dauernde Vorteile zu gewärtigen?“ Jedes Ding habe als

Naturprodukt einen gewissen Wert, der sich bei der Verwandlung zum Fabrikat um den Preis der Arbeit vermehre, die an den Gegenstand verwandt werde. Unsere ökonomische Überlegenheit beruhe auf die Dauer darauf, daß wir durch Verbesserung der Technik die Kosten des Rohprodukts und des Fabrikats verminderten. Das habe aber doch immer seine Grenzen. Dann drücke die Konkurrenz auf den Arbeitslohn und Gewinn. Hier aber drohe der Sieg dessen, der mit den niedrigsten Löhnen arbeiten könne, und das sei der Asiate. „Ist somit — heißt es wörtlich weiter — wirklich eine Besserung des Wohlstands des Bürgers von solchen Entwicklungen zu erwarten? Man verbilligt das Einzelne und vermehrt die Bedürfnisse; die Lebensbedingungen selbst werden damit nur komplizierter. Was aber die Schwierigkeiten verschärft, das ist die Steigerung der sozialen Gegensätze. In erster Linie werden ja bei solcher Ausweitung des Weltmarkts jene Kreise profitieren, die die gegebenen Konjunkturen im großen auszunützen vermögen, kaufmännische, industrielle Großunternehmen. Es wird mit der Ansammlung von großen Kapitalien in den Händen einzelner der Luxus solcher Kreise wieder einen ungeheuern Aufschwung nehmen, die Kapitalübermacht derselben noch wachsen, damit aber auch die Gefährdung großer Existenzgruppen sich steigern. Ich stehe, nebenbei bemerkt, weil ich die Stärkung des innern Markts diesen Entwicklungen vorziehe, trotz aller Bedenken, die mit Zöllen auf notwendige Lebensmittel verbunden sind, auf dem Standpunkt der agrarischen Schutzzölle. — Der äußerlich jedem erkennbare Gegensatz von reich und arm wird augenfälliger werden, und bei der stetig zunehmenden Übervölkerung Deutschlands, die ich keineswegs als eine so glückliche Erscheinung betrachte, ist die Verschärfung dieser Gegensätze gewiß nicht ungefährlich.“

Also auch noch die Gefahr, daß die im überseeischen Geschäft erzielten Gewinne — sie wurden bisher als gering und unsicher hingestellt — „in erster Linie“ Großindustriellen und Großkaufleuten „große Kapitalien“ zuführen, muß gegen die Welthandelspolitik ins Treffen geführt werden! Und alles „zur Stärkung des innern Markts,“ vom Standpunkte der „agrarischen Schutzzölle.“ Wie der innere Markt Deutschlands durch die Absperrung „auf die Dauer“ ergiebiger werden soll, wie wir die dichte und stark wachsende Bevölkerung auf diesem abgesperrten innern Markt satt machen sollen und doch ein Kulturvolk bleiben, darüber sagt Wagner kein Wort. Will er nicht lieber offen den Spießbürgern und Großbauern das Zweifelhafte empfehlen? Er würde dafür, in vielleicht ihn selbst erschreckendem Maße, ein wohl vorbereitetes Publikum finden.

Aber das ist keine Sache. Wir unsrerseits entnehmen aus dem Wagner'schen Angriff auf unsre überseeische Entwicklung nur aufs neue die Lehre, daß alles jetzt einzusetzen ist, um in dem Wirrsal der theoretischen Schranken und Phrasen wie der praktischen Eigenjucht und Sonderinteressen eine geschlossene Macht nüchternen, patriotischer Staatsbürger zu sammeln um das Panier des Kaisers, über den heutigen Parteien, kampfbereit nach rechts und links, für „diese Entwicklung,“ auf der unsre Zukunft beruht.

ß

Katholische Belletristik. Der vortreffliche Artikel im 47. Heft v. J. erinnert mich an die Anfänge der wunderlichen Erscheinung. Eifrige Pfarrer haben schon im Anfang unsers Jahrhunderts, meistens aus eignen Mitteln, kleine Jugend- und Volksbibliotheken angelegt. Darin mag sich auch manches von protestantischen Autoren befunden haben, aber vorzugsweise schaffte man natürlich katholische Jugendschriften an, an denen es seit Christoph von Schmid nicht fehlte. Doch enthielten

diese bis auf Herchenbach — das ist der letzte, den ich kennen gelernt habe — nichts bigottes und fanatisches. Erst nach 1848, als sich die Anfänge einer katholischen Publizistik mühsam Bahn brachen, war man darauf bedacht, die gebildeten Erwachsenen auch mit katholischen Unterhaltungsschriften zu versorgen; der Borromäusverein wurde gegründet, der sich durch einen Vertrag mit einigen Verlegern in den Stand setzte, seinen Mitgliedern die Bücher sehr wohlfeil abzugeben, und so die Gründung von Pfarr- und Schulbibliotheken erleichterte. Doch wurde damals das „katholisch“ eigentlich nur negativ verstanden; man wollte aus der Lektüre der Katholiken alles entfernen, was gegen die Moral verstößt, die katholische Empfindung verletzt und geeignet ist, religiöse Zweifel zu erregen; ein Streben, das, so unberechtigt es vom ästhetischen Standpunkte sein mag, doch den Seelsorgern wohl eigentlich nicht übel genommen werden kann. In der deutschen Unterhaltungslitteratur waren nun aber die Erzeugnisse, die diesen drei Anforderungen genügten, sehr spärlich gesät, und man sah sich daher auf Übersetzungen angewiesen. Als Typen der damaligen katholischen Novellistik nenne ich Hendrik Conscience, den Diepenbrock durch seine Übersetzung dreier kleiner Erzählungen in Deutschland eingeführt hatte, Fernan Caballero und eine Engländerin, die, wenn ich mich recht erinnere, Georgina Fullerton hieß. Bei solchem Mangel konnte es nicht fehlen, daß der Wunsch ausgesprochen wurde, es möchten doch Katholiken Novellen und Romane schreiben. Diesem Wunsche entsprach zuerst die Hahn-Hahn, die wenigstens eine geborne Dichterin war; aber nicht lange darauf meldete sich der erste Fabrikant, Bolanden, und da konnte denn keine andre Litteratur entstehen, als die, die man innerhalb der ultramontanen Grenzpfähle hat. Ich kenne sie gar nicht — denn Bolanden war mir nach den ersten Seiten, die ich kostete, so widerwärtig, daß ich ihn nicht weiter lesen mochte, und von dem, was nach ihm erschienen ist, habe ich keine Zeile gelesen —, kann mir aber denken, wie sie aussieht. Anschaffen mußte man den Bolanden, wenn man nicht in den Verdacht der Heterodoxie kommen wollte, denn das ebenso fromme, als nach geistiger Nahrung hungrige Frauengeschlecht — die Männer lasen außer Zeitungen gar nichts — verschlang ihn mit Entzücken. Nicht naiv trat mir die neue Richtung in der Person eines adlichen Konvertiten entgegen, der mich bat, ihm Werke zur Anschaffung vorzuschlagen. Er selbst lese ja nicht viel — denn viel lesen sei nicht ritterlich —, er blättere nur in den Sachen, und das meiste bleibe unaufgeschnitten liegen, aber er kaufe grundsätzlich jedes echt und gut katholische Buch, um die katholische Litteratur zu unterstützen. Ich nannte Wisemans Fabiola. „Bleiben Sie mir vom Leibe mit den unanständigen alten Römern, die mit nackten Weinen rum laufen, die passen doch nicht in unsre Gesellschaft!“ Dann die Lady Fullerton. „Ach, mit der ist's auch nichts. Bei der erfährt man ja gar nicht mal, was die Leute in ihren Romanen für eine Religion haben! Sehen Sie hier den neuesten Roman von der Hahn-Hahn! Der fängt an: Ich bin katholisch! Da weiß man doch gleich, woran man ist. Solche Bücher will ich.“

J.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig